



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Idel, Hans: Die Abkürzung der Militärdienstzeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Abkürzung der Militärdienstzeit



Die Abkürzung der unter der Fahne zuzubringenden militärischen Dienstzeit spielte in dem Wahlausruf einer unsrer redelustigsten und redfertigsten Parteien eine solche Rolle, daß man sicher sein kann, diese Frage sehr bald in den Verhandlungen des Reichstages austauschen zu sehen. Sie gehört zu den vielen Dingen, denen ein gewisser Zauber als Wahlschlagwort nicht abzusprechen ist, denn man kann es am Ende keinem Menschen verdenken, wenn er auf Erleichterung der nachgerade drückenden militärischen Lasten sinnt — wohlgerne auf eine Erleichterung ohne gleichzeitige Schwächung der Wehrkraft unsers Volkes. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, die Frage schon jetzt einer Betrachtung zu unterziehen. Wie sich die oberste Heeresleitung dazu stellt, ist dem Verfasser völlig unbekannt. Wenn man den Versicherungen eines Teiles der Tagespresse — die französischen Zeitungen begannen den Reigen — Glauben schenken dürfte, so hätten in dem Kreise der angesehensten Generale des Heeres dahinzielende Besprechungen stattgefunden. Es ist aber Grund zu der Annahme vorhanden, daß der Wunsch in diesem Falle, wie so oft, der Vater des Gedankens gewesen und daß wenigstens die Regierung nicht gesonnen sei, die Sache einzuleiten.

Welche Vorteile würde die Abkürzung der Dienstzeit von drei auf zwei Jahre haben? Sie würde, wenn man die jährlich einzustellende Quote nicht erhöhte, ohne Zweifel eine bedeutende Entlastung des Budgets bringen, da man an Stelle der bisherigen drei immer nur zwei Mannschaftsjahrgänge unter der Fahne hielte, d. h. statt 510000 nur 340000 Mann zu bezahlen hätte. Damit träte natürlich keine Verringerung der Gesamtkriegsstärke der Armee ein. Die zweijährige Dienstzeit würde so gut wie die dreijährige jedes Jahr einen ausgebildeten Jahrgang liefern. Eine Verringerung darf auch nicht eintreten, wenn wir unsern Nachbarn gewachsen bleiben wollen.

Daraus ergibt sich aber unmittelbar die Unmöglichkeit, unsre Kadres zu schwächen. Sie sind schon jetzt auf das geringste Maß zurückgeführt; verengerten wir durch Verkleinerung der Zahl der Berufsoffiziere, Unteroffiziere u. s. w. den festen Rahmen des Heeres noch mehr, so wäre mit Sicherheit vorauszu sehen, daß dieser Rahmen in dem Augenblicke des Übergangs auf den Kriegsfuß die dann in ihn strömenden ungeheuern Massen nicht zu fassen vermöchte.

und — spränge. Den Beweis für diese Behauptung können wir uns wohl sparen; die einfache Überlegung ergibt ihre Richtigkeit. Gerade die Beweglichkeit der heutigen Kriegsführung, der überraschend schnelle Übergang aus dem tiefsten Frieden mitten in das Gewühl des Kampfes, der jede allmähliche Gewöhnung an den Kriegszustand, jedes Einmarschiren u. s. w. ausschließt, machen eine möglichst große Zahl von Führern, die mit der Technik des militärischen Dienstes völlig vertraut sind, nicht nur wünschenswert, sondern schlechterdings erforderlich. Man muß sich stets vor Augen halten, daß die Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung mit dreijähriger Dienstzeit nach beendeter Mobilmachung fast zu zwei Dritteln, mit zweijähriger Dienstzeit zu drei Vierteln aus Führern und Mannschaften bestehen würde, die geradezu vom Schreibtisch, von der Ladenbank, vom Pfluge herkommen und ohne fortdauernde Anleitung wenig oder gar nicht in der Lage sind, ihre militärischen Obliegenheiten in einigermaßen befriedigender Weise zu erfüllen.

Daher können wir, wie gesagt, die im Frieden bestehenden Kadres nicht beschränken und müssen für ihre genügende Ausbildung alles thun, was in unsern Kräften steht. Nun ist die wichtigste Grundlage für die Anlernung und Durchbildung der Berufssoldaten eine ausreichende Friedensstärke der Armee. Mit Kompagnien und Schwadronen von 75 Mann, die durch die unvermeidlichen Abkommandirungen, die ausfallenden Kranken auf die Stärke von 60 Mann herabsinken, lassen sich schlechterdings keine dem Ernstfall auch nur nahe kommende Übungen anstellen. Keiner der Führer vermag sich damit einen Begriff zu schaffen, welche Aufgabe seiner im Kriege harret. Schon unsre jetzigen Friedensstärken, die die eben genannten um mehr als ein Drittel übertreffen, sind nur als ein Nothbehelf anzusehen; sie genügen nur scheinbar, weil man gelernt hat, mit großem Raffinement, das aber bei noch geringerer Stärke gewiß wirkungslos bliebe, einen der Wirklichkeit ähnelnden Aufbau zusammenzusetzen.

Aber auch abgesehen hiervon sinkt die Leistungsfähigkeit des Heeres auf den entscheidenden Anfangsstufen des Krieges genau in demselben Verhältnis, wie die Zahl der bei Kriegsausbruch zur Füllung der Truppenverbände bis auf Kriegsstärke in sie einzustellenden Mannschaften des Beurlaubtenstandes, denen die militärische Übung des Körpers und des Geistes mangelt, steigt.

Deshalb ist eine Verringerung der Friedensstärke des Heeres nicht möglich, und auch nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit würden wir die gegenwärtige Stärke beibehalten müssen. Dies ließe sich sehr einfach durch entsprechende Erhöhung der jährlichen Ersatzquote erreichen, man müßte statt 170 000 etwa 255 000 Mann einstellen. Die hierfür erforderlichen Leute haben wir, wie in einem unserer frühern Aufsätze ausgeführt worden ist, sofort zur Verfügung, wenn man sich entschließt, die Bestimmungen des Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht streng zu handhaben. Es unterliegt keinem Zweifel,

daß jährlich wenigstens 90 000 Mann zur Ersatzreserve und zum Landsturm ersten Aufgebots übertreten, die sich sehr wohl für den Dienst im aktiven Heere eignen würden. Die Veranlassung dazu, ebenfalls schon früher von uns erörtert, ist die willkürlich festgesetzte Friedensstärke, die der Zahl der zum Dienst tauglichen Volksangehörigen jetzt nicht mehr entspricht.

Sobald man aber die Friedensstärke bei Einführung der zweijährigen Dienstzeit ebenso hoch läßt, wie unter der Herrschaft der dreijährigen, gewinnt die Nation, als Ganzes gedacht, durch die Verkürzung der Dienstzeit gar nichts, denn es ist höchst gleichgiltig, ob ihr die Arbeitskräfte von 170 000 Menschen auf drei Jahre oder die von 255 000 Leuten auf zwei Jahre entzogen werden; der Verlust an wirtschaftlicher Kraft bleibt derselbe. Zu gleicher Zeit fallen auch die finanziellen Vorteile weg, sie sind mit der Höhe der Friedensstärke, nicht mit der Dauer der Dienstzeit verknüpft.

Dagegen würde der Einzelne natürlich aus der kürzeren Dienstzeit für seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit nicht zu unterschätzende Vorteile ziehen. Es leuchtet ein, daß dem Handwerker, dem Kaufmann u. s. w. sehr viel daran gelegen sein muß, möglichst kurze Zeit von seinem Beruf fern gehalten zu werden; er kommt umso weniger in Gefahr, seine Befähigung dafür zu verlieren, je eher er zu ihm zurückkehren kann. Daß die dreijährige Dienstzeit gegenüber der zweijährigen für charakter schwache Menschen manche Gefahr im Hinblick auf die längere Trennung von den geordneten bürgerlichen Verhältnissen in sich birgt, kann nicht bestritten werden, obschon man andererseits wieder zugeben muß, daß sehr oft gerade für solche Leute die lange Einpressung in die straffe militärische Zucht Wunder wirkt, und daß auch zwei Jahre genügen, um arbeitscheu zu werden. Wie dem aber auch sei, soviel ist sicher, daß, wenn die kürzere Dienstzeit dem Einzelnen günstiger ist als die dreijährige, sie es auch für die Summe der Einzelnen, für die Nation sein muß, die also auf diesem Umwege doch aus ihr Gewinn zieht.

Auf solchen Schlüssen fußend wird man gegen die gegenwärtige Militärdienstdauer Sturm zu laufen versuchen und dabei übersehen, daß, die scheinbar so klare Sache doch einen ganz gewaltigen Haken, ja viele Haken hat. Wenden wir uns zu dem hauptsächlichsten.

Unsre Leser wissen aus der Schilderung der Wirkungen des neuesten französischen Wehrgesetzes, daß wir in Zukunft nicht mehr darauf hoffen können, unsern Gegner in der Zahl der Streitkräfte zu übertreffen. Selbst wenn wir nicht gegen die vereinigten Heere unsrer Nachbarn zur Rechten und zur Linken zu sechten hätten, sondern nur gegen eins von beiden, so würden wir weder Rußland noch Frankreich zu überbieten imstande sein. Das eine nicht, weil es entsprechend seiner um vierzig Millionen größern Bevölkerungsziffer mehr Soldaten ausbilden kann als wir, das andre nicht, weil es ohne jede Rücksicht auf die wirtschaftliche Kraft des Volkes alle Leute, die nur entfernt fähig sind,

die Waffen zu führen, zum militärischen Dienst heranzieht und daher ebenfalls mehr Soldaten zur Verfügung hat als wir. Wir müssen uns darauf beschränken, unter Festhaltung der durch unsre im Vergleich zu Frankreich ärmlichen Verhältnisse erlaubten höchsten Gesamtstärke das Heer in seiner innern Beschaffenheit zu verbessern.

Nun meinen freilich die Herren Neuerer, auf die Güte der Truppe komme es heute in der Zeit der Massenheere, der weittragenden Feuerwaffen, die einen Kampf Mann gegen Mann so ziemlich ausschließen, nicht sehr an. Überdies brächten schon jetzt die Rekruten zum Dienst eine Vorbildung mit, die ihre militärische Anlernung erleichtere; sie seien klüger geworden.

Aber was ist dann eigentlich der Schlüssel zu künftigen kriegerischen Erfolgen? dürfen wir dagegen wohl fragen. Die Überlegenheit in der Gesamtzahl der Streitkräfte ist nicht zu erreichen, das steht unerschütterlich fest. Die Überlegenheit in der Güte der Truppen soll den Ausschlag nicht mehr geben können. Also bleibt nur das Genie der Führung übrig. Dies ist aber eine Gottesgabe, die nur mehr oder weniger zufällig in einer Armee vertreten ist. Sie kann durch treue Friedensarbeit des Offizierkorps da, wo sie als Keim in der Seele des Einzelnen schon vorhanden ist, zur Entfaltung gebracht, ihre Entwicklung befördert werden, neu zu schaffen ist sie durch menschliche Thätigkeit niemals. Und, selbst vorausgesetzt, das Genie wäre da, kann der begabteste, größte Künstler auf einem verstimmten Instrumente spielen, mit borstigem Pinsel oder schlechten Farben malen? Gewiß nicht. Einem verstimmten Instrumente gleicht aber eine in sittlicher Beziehung nicht ganz taugliche Armee. Es ist unsre einzige Hoffnung, daß wir unsre Gegner in dieser Beziehung übertreffen werden; gelingt das nicht, so können wir von vornherein auf die Herbeiführung der Waffenentscheidung verzichten, sie würde sicher zu unsern Ungunsten ausfallen. Deshalb ist es unmöglich, die Anforderungen an die Güte unsrer Truppen auch nur um den kleinsten Teil zu ermäßigen, ja wir haben sogar alle Veranlassung, auch die innere Beschaffenheit des Heeres zu bessern, die Besserung wenigstens ernsthaft anzustreben.

Je größer die Massen der Heere sind, desto schwieriger sind sie zu verpflegen, zu bewegen, zum Gefecht zusammenzuziehen und zu entwickeln, darüber ist kein Zweifel möglich, desto wichtiger ist die pünktliche Ausführung aller Anordnungen, die pflichtgemäße Selbstthätigkeit des Einzelnen bei völliger Unterordnung unter die allgemeinen, leitenden Gesichtspunkte. Dies bezieht sich nicht nur auf den Offizier, sondern ebenso auf den gemeinen Soldaten. Denn nur die gleichmäßige Thätigkeit aller Glieder ohne Ausnahme bringt den erforderlichen Rhythmus in der Bewegung des Ganzen hervor. Jede kleinste Störung, die irgendwo durch das Verschulden eines Einzelnen erregt wird, pflanzt sich lawinenartig anwachsend durch die Allgemeinheit fort. Hieraus ergibt sich logischerweise, daß das Auftreten von Massenheeren keineswegs eine Verringe-

rung der Sorge für die innere Verfassung der Truppen zuläßt, vielmehr zum Gegenteil, zur höhern Anspannung auffordert.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse in Folge der verbesserten Feuerwaffen. Welche Änderungen in der Taktik die neuen Erscheinungen hervorbringen werden, darüber ist man noch nicht einig, wohl aber darüber, daß sie die Bedeutung des Einzelnen steigern. Dies ist das einfache Ergebnis der Verbesserung des Gerätes; je feiner dieses ist, um so zarter und geschickter muß die Hand sein, die es verwenden soll. Wenn es ferner schon früher schwer war, die Leute zum Verlassen der Deckung zu bewegen, sei es zum Angriff — es ist wohl nicht nötig unsern Lesern besonders zu zeigen, daß wir im Grundsatz nur angriffsweise fechten dürfen —, sei es zur Abgabe des gezielten Schusses, so wird dies unter dem Geschosßregen der Zukunft geradezu unmöglich sein, wenn der Geist unsrer Truppen nicht vorzüglich ist. Überdies legt jede Verbesserung der Feuerwaffe, die allen Heeren gleichmäßig zu gute kommt, auch allen ohne weiteres die Pflicht ob, ihren Angehörigen im Gebrauch der Waffe möglichste Vollkommenheit zu geben: nur dadurch kann man sich gegen die übermäßigen Verluste schützen, die eine bessere Ausbildung des Feindes unzweifelhaft verursachen würden. Also auch hier ist Erhöhung der Güte der Truppe nötig.

Was schließlich die Klugheit unsrer jetzigen Rekruten betrifft, so ist es eine alte Erfahrung, deren Richtigkeit noch nie von Kennern der menschlichen Schwächen bestritten worden ist, daß die Leute, je klüger sie zu sein glauben, desto weniger fähig sind, die wahre Disziplin in sich aufzunehmen und daß desto längere Zeit nötig ist, um sie unerschütterlich fest in den Rahmen des Heeres einzufügen. Daß sie die technischen Künste des militärischen Dienstes schnell erfassen, darauf kommt es durchaus nicht an. Die Kommißgriffe sind von unsern geübten Drillmeistern auch dem blödesten Soldaten in wenigen Monaten beizubringen, aber nicht so beizubringen, auch dem gebildetsten Handlungsgehilfen nicht, daß er sie im Augenblick der höchsten Lebensgefahr wie etwas ihm Angeborenes ausübt. Dazu gehört jahrelange wiederholte Übung, dazu gehört vor allem Gewohnheitsdisziplin. Man verschone uns um des Himmels willen mit den landläufigen Redensarten vom Enthusiasmus der Truppe, der ihr Flügel verleihe. Begeisterung ist eine schöne Sache, aber Flügel giebt einem Heerhaufen nur die Begeisterung der Feigheit, nämlich Flügel zum Ausreißen. Kein Enthusiasmus hält den unglaublichen Anstrengungen eines Marsches in großer Marschkolonne gegenüber Stand. Wenn der Staub die lechzende Kehle anfüllt, die Sonne unerbittlich auf den Helm brennt, der Vordermann aller zehn Schritte stutzt, der Hintermann rücksichtslos drängt, dann hält nur eins den Soldaten in Reih und Glied: die Gewohnheitsdisziplin. Kein Enthusiasmus giebt dem Schützen im Feuergefecht bei den vernichtenden Entfernungen die Ruhe, die zur Ausnutzung der Waffe

unumgänglich erforderlich ist. Wenn rechts und links die Kameraden hinsinken, wenn Sammerrufe der Niederstürzenden an das Ohr der Überlebenden schlagen, wenn unbeschreibliches Getöse, der Anblick fürchterlicher Szenen auf seine Nerven einwirken, dann macht nur ein Besitz dem Manne das Weiterfeuern, das Vorgehen möglich: der der Gewohnheitsdisziplin. Diese Gewohnheitsdisziplin läßt sich aber nach dem Urtheil aller Sachverständigen dem größern Teil unsers Mannschaftserfages in weniger als drei Jahren nicht einimpfen.

Dies ist die Antwort, die man auf das Verlangen, die militärische Dienstzeit zu verkürzen, im allgemeinen erteilen muß. Wir wollen uns aber nicht die Mühe verdrießen lassen, die Unmöglichkeit der Verkürzung auch noch im besondern an der Hand der Verhältnisse bei jeder Hauptwaffe des Heeres zu zeigen. Gehen wir die Waffen in der Reihenfolge durch, wie sie im modernen Kampfe auf dem Gefechtsfeld erscheinen.

Weit voraus ist die Kavallerie. Sie soll sehen, und um zu sehen, muß sie reiten, reiten, bis sie auf den Feind stößt. Dabei wird sie die Reiterei des Feindes, der dieselbe Aufgabe zufällt, nach Kräften aufzuhalten suchen, sich ihr in den Weg legen. Diese muß zurückgeworfen, unschädlich gemacht werden, und dazu dienen Säbel und Lanze. Hinter der feindlichen Kavallerie haben schnell vorgeschobene Infanteriekörperchen Engpässe, Brücken, Wald- und Dorfeingänge besetzt. Auch hier muß man hindurch, wenn man Einblick in die Bewegungen der Massen des Gegners gewinnen will, deshalb heraus mit dem Karabiner und vorwärts im Fußgefecht! Endlich ist man zur Stelle; von allen Seiten bedroht, muß man, womöglich im feindlichen Feuer, die Meldung schreiben. Sie wird an verschiedene der mitgenommenen gemeinen Reiter gegeben, die ihr Heil versuchen, um die sechzig oder achtzig Kilometer zum Hauptquartier zurück zu kommen. Was muß also der gewöhnliche Kavallerist im Frieden lernen? Erstens seine Waffen zu gebrauchen, das heißt das Pferd, bekanntlich seine vorzüglichste Waffe, die Lanze, den Säbel und den Karabiner. Zweitens sie so zu gebrauchen, daß ihm die Ausnutzung mehrerer zu gleicher Zeit, zum Beispiel des Pferdes und der Lanze, nicht die geringsten Schwierigkeiten macht. Drittens neben den Waffen das Fernglas und den Schreibstift zu benutzen, und viertens in fremdem Lande sich viele Meilen weit zurück zu finden. Endlich, und das ist das Wesentlichste, soll den Reitern jenes unerschütterliche Pflichtgefühl beigebracht werden, das sie befähigt, auch gegen die heimtückischen, weittragenden, ohne Rauchererscheinung wirkenden Feuerwaffen kühner zu Erkundungen, bei denen kein Auge den Erkundenden überwacht, an den Feind hinzureiten als früher, denn von ausreichender Aufklärung durch die Kavallerie hängt das Schicksal der Zukunftskriege ohne Zweifel in viel höhern Maße ab, als es früher der Fall war. Bei diesen Aufgaben versagt der sogenannte angeborene Mut, von dem so viel geredet wird, der in der überwiegenden Mehrzahl aller Sterblichen aber

nicht zu spüren ist, versagt auch die Begeisterung. Es bleibt nur die Gewohnheitsdisziplin, die Pflichttreue. Aus alledem geht hervor, daß unsre braven Reiterleute künftig geradezu Universalgenies werden müssen, und solche sind in drei Jahren kaum, in weniger als drei Jahren ganz gewiß nicht heranzuziehen.

Auf die Meldungen der Kavallerie herbeigeholt, nähert sich nun unsre erste Batterie der feindlichen Stellung. Um auffahren zu können, muß sie über die tiefen Gräben der Chaussée gehen, jenseits den steilen Hang des Berges erklimmen. Wie Schlangen winden sich die einzelnen Geschütze den Abhang entlang, damit nichts dem Feinde die Batterie verrate. Aber alle Vorsicht kann nicht verhindern, daß er sie doch erkennt, und schon bei der Entwicklung verliert das zweite Geschütz den Zugführer, den Geschützführer und zwei Bedienungslente. Die übrig gebliebenen drei Leute müssen abproben, selbständig richten, die nach der Eigenart des Geschützes und des Bodens, auf dem es steht, nötigen Verbesserungen an der kommandirten Visirstellung vornehmen. Das alles im heftigsten feindlichen Feuer, in dem die Fahrer die Proze zurückbringen und, wenn es Not thut, ebenso unerschrocken wieder heranzufahren sollen. Dabei müssen im Zeitalter der Rauchfreiheit und der Brisanzgranaten alle Bewegungen dreimal so schnell ausgeführt werden als bisher, wenn man überhaupt noch daran denken will, zum Feuern zu kommen. Dreimal so schwer als früher wird es sein, das Ziel im wechselnden Gelände zu erfassen, dessen Standpunkt keine Rauchwolke verrät. Wir wollen hier nicht wieder anführen, was der einzelne Artillerist alles im Frieden erlernt haben muß, um seinen Posten im Kriege auszufüllen. Daß Übung, langdauernde Übung, Erfahrung, gründliche dreijährige Erfahrung allein ihm die notwendige Sicherheit verleihen können, ist sicher. Nicht Dilettanten dürfen unsre Kavalleristen und Artilleristen in ihrem Beruf sein, sondern Künstler; jeder gemeine Soldat muß in den Grenzen seiner Stellung gerade so sicher sein, wie der Künstler in seinem Fach. Um alles in der Welt keine Pfluscharbeit in der Armee. Gründlichkeit der Arbeit ist hier das erste Erfordernis. Es ist ihr Untergang, wenn wir an ihren Grundprinzipien rütteln, und zu denen gehört die dreijährige Dienstzeit bei der Kavallerie und der Artillerie.

Ein wenig anders liegt die Sache bei der Infanterie. Ihre einzige Waffe ist das Gewehr. Gewiß ist es keine leichte Aufgabe, den Mannschaften die erforderliche Schießfertigkeit beizubringen, zu der eine Menge von Dingen zählt, von denen der Laie sich nichts träumen läßt. Wir nennen nur das Entfernungs-schätzen, das Feuern in allen möglichen und unmöglichen Körperlagen. Doch soll nicht bestritten werden, daß ein Teil, vielleicht sogar der größere unsers Erfazes, schon in weniger als drei Jahren mit der Feuerwaffe ausgebildet und daß ihm ebenso die erforderliche Disziplin in derselben Zeit eingebläht werden kann. Dies erkennt auch die Heeresverwaltung an; sie entläßt dem entsprechend zwei Dritteile aller Infanteristen, die den Anforderungen ge-

nügen, schon nach zweijährigem Dienst. Wer das nicht glauben will, wer den entgegengesetzten Behauptungen Böswilliger folgt, dem raten wir, ganz einfach einmal Infanterieoffiziere seiner Bekanntschaft zu fragen, wie lange sie ihre Burschen behalten haben. Von zehn werden ihm acht antworten: Leider nur ein Jahr, mein Bursche hat überhaupt nur zwei Jahre zu dienen.

Weiter können wir aber selbst bei der Infanterie nicht gehen. Wir dürfen keine Soldaten zweiter Klasse haben. Denn es ist der alte Fluch aller aus ungleichartigen Bestandteilen zusammengesetzten Formationen, daß schließlich doch der weniger leistungsfähige Teil den bessern auf seine Stufe herunterzieht, niemals zu ihm aufsteigt. Wir würden durch die ausnahmslos zweijährige Dienstzeit der Infanterie ein Heer zweiter Güte bekommen, das bei der gegenwärtigen Weltlage wohl selbst die Feinde des Militarismus für uns nicht haben wollen. Daher ist es nötig, daß die Heeresleitung die diskretionäre Befugnis hat, über die Dauer des Dienstes der Infanterie zu bestimmen.

Es ist aber ebenso nötig, daß die dreijährige Dienstzeit nicht etwa nur als Ausnahme für den einzelnen Mann, sondern als Regel für die gesamte Infanterie ausgesprochen bleibt wegen der grundsätzlichen Gleichheit aller vor dem Gesetze. Wenn sich doch die, die für eine zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie, eine dreijährige bei den andern Waffen eintreten, klar machen wollten, welch ungeheuerlicher Gedanke es ist, einem Volksteil von Anfang an nur zwei, dem andern drei Jahre Dienstverpflichtung auferlegen zu wollen! Das wäre ein vorzügliches Mittel, die Nation von Grund aus zu demoralisieren, an der Gerechtigkeit der Regierung zweifeln zu machen. Das Beispiel Frankreichs, seine trüben Erfahrungen in dieser Beziehung sollten vor dergleichen Versuchen warnen. Nirgends ist das Vertrauen des Volkes zur Regierung so erschüttert wie dort, und zwar wesentlich infolge der Ungleichheit der Bürger hinsichtlich der militärischen Dienstzeit, die bisher dort für einen Teil fünf, für einen andern nicht ganz ein Jahr dauerte, für einen dritten gar nicht bestand. Es ist in sittlicher Beziehung ein großer Unterschied, ob man sagt, alle in das Heer eingestellten dienen aktiv drei Jahre, die vorzüglich Ausgebildeten bei der Infanterie dürfen schon nach zwei Jahren entlassen werden, stehen aber als Dispositionsurlauber während des dritten Jahres jederzeit unbedingt zur Verfügung der Militärbehörde, oder die aktive Dienstzeit der Infanterie beträgt zwei, die der andern Waffen drei Jahre. Allerdings haben wir den schlüpfrigen Weg der Ungleichheit mit Einführung der Ersatzreserve ebenfalls betreten. Bei ihr bleibt aber — als Vorwand wenigstens — die Erklärung, daß sie nur solche Mannschaften ausbildet, die nach ihrer Körperbeschaffenheit nicht in die Linie gehören und im Kriege nur an zweiter Stelle verwendet werden können.

Hiermit glauben wir die Notwendigkeit der dreijährigen Dienstzeit für die drei Hauptwaffen an der Hand ihrer Eigentümlichkeiten nachgewiesen zu haben.

Aber schließlich spielt die Frage wegen der technischen Ausbildung doch nur eine untergeordnete Rolle. Die Hauptsache bleibt die Rücksicht auf die Disziplin. Wir können nur immer wiederholen: in der Stärke der Truppen vermögen wir unsre Gegner nicht zu überbieten, thun wir es durch die Güte!

Berlin

Hans Idel



Aus den Jugendjahren der Sozialdemokratie

3



Fourier, der die kommunistische Schule Babeuvs wieder aufgethan hatte, war gestorben, die St. Simonisten hatten sich zerstreut, und die Lehre Fouriers versammelte nur noch einen kleinen Kreis von Gläubigen um sich. Aber trotzdem hatte der Sozialismus in Frankreich bis zur zweiten Hälfte der vierziger Jahre ununterbrochen Fortschritte gemacht, allerdings nicht durch Erweiterung seines Gesichtskreises, Klärung seiner trüben Gedanken und bessere Begründung seiner Ansprüche auf Unterstützung durch die Regierung und das Publikum, wohl aber durch Verallgemeinerung der von ihm aufgestellten Begriffe und Wünsche. Redensarten wie Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Reform, Organisation der Arbeit, Schutz der Arbeit gegen das Kapital waren in aller Munde, und je leerer an konkretem Inhalte sie waren, desto mehr behandelte man es als ausgemachte Sache, daß diese Vokabeln und Formeln das Heil der Welt enthielten und den Schlüssel zum Rätsel der Zukunft bildeten. Durch das ganze geistige Leben jener Tage ging ein sozialistischer Ton, der sich selbst in Romanen und Bühnenstücken vernehmen ließ und den „Geheimnissen von Paris“ Millionen von Lesern, dem „Lumpensammler von Paris“ Tausende und aber Tausende von Zuschauern zuführte. Daneben wirkte der Sozialismus auf die volkswirtschaftlichen Wissenschaften ein, namentlich auf Untersuchungen, die von Männern wie Blanqui, Gerando und Villermé angestellt wurden und das Armenwesen betrafen. Dann traten auch einige neue Systematiker auf, die dem Sozialismus eine bestimmtere Gestalt und Richtung gaben, und unter denen zunächst Cabet hervorzuheben ist.

Cabet war anfangs Republikaner und blieb es bis zu dem Aufstande von 1834, an dem er sich beteiligte. Dann flüchtete er nach England, wo er zu andern Ansichten kam, die darin gipfelten, daß die Republik als solche dem Volke nicht helfen könne. „Was ist sie, die Republik, die Demokratie?“ fragte er. „Ist sie besser als die Monarchie? Wird sie uns von Sorgen und Leiden

Grenzboten II 1890

15